

**anmerkungen vom
beckenrand (9)**

Von Pia Henkel

„Schwimmen können in unserem Team alle, und auch alle gut – aber wir haben einen Rettungsschwimmer, der ist extrem schnell. Er kommt eigentlich aus Katar und hat dort auch als Schwimmtrainer gearbeitet, seit zwei Jahren ist er bei uns. Zurzeit trainiert er für die Masters Championships in Doha, da startet er nächste Woche. Ich kann ja auch recht schnell schwimmen, aber der Kollege ist mehr als doppelt so schnell wie ich: Er schwimmt die 50 Meter Freistil in 27 Sekunden. Er hat Talent. Als ich ihn das erste Mal hab schwimmen sehen, war ich wirklich beeindruckt – das sieht richtig schön aus. Wir drücken ihm alle die Daumen für nächste Woche.“

Die Fotografin und leidenschaftliche Schwimmerin Pia Henkel besuchte für die taz Berliner Bäder. Ein Angestellter des Stadtbads Spandau Nord schwärmt hier von seinem Kollegen, einem tollen Hecht.

**großraumdisco**

Warten, Reden und die Erfindung des Wilden Ostens

Milan Peschel bringt in Schwerin einen bunten Westerdiskurs auf die Bühne. Die Hauptfigur kommt nicht, ein Hund gewinnt die Herzen des Publikums

Es regnet in Strömen, aber das macht fast gar nichts, denn zu den schönen Dingen in der Landeshauptstadt von Mecklenburg-Vorpommern gehört, dass an Vorstellungsabenden die große Brachfläche vor dem Schweriner Theater – sonst verbotes Terrain – als Parkplatz genutzt werden darf. Und wenn man sich halbwegs trockenen Fußes unter das Portal der klassizistischen Spielstätte gerettet hat, lohnt ein kurzer Blick über die Schulter, denn dort hinten am Seeufer steht das Schloss, das seine verspielten Märchentürme unverzagt dem finsternen Himmel entgegenreckt: wie eine steingewordene Metapher für die Resilienz des arglos Schönen und Guten im feindlichen Sturm der Zeitläufte.

Und darum geht es irgendwie auch an diesem Abend, den Milan Peschel zusammen mit dem Schauspielensemble des Mecklenburgischen Staatstheaters ausgeheckt hat und in dem mithilfe der kulturellen Insidinnen amerikanischer Western-Klischees ein prärieewites Feld von Befind- und Begrifflichkeiten beackert wird. Dafür machen vier Frauen und vier Männer bella figura in breitkrempigen Hüten, Cowboystiefeln und Fransenfummeln.

Die Bewegungsdramaturgie des Abends besteht primär darin, dass die DarstellerInnen in wechselnden Klamotten herumstehen und reden, sehr viel reden. (Die Liste der Werke, aus denen zitiert wird, ist lang.) Dazwischen wird gerannt, geschrien und geschossen. Immer mal wieder schneit sich

jemand über die gepolsterte Brüstung der Souffleusenloge. Die Ausgangssituation des Stückes ist, laut Ankündigung: Ein Auftragskiller, wissen die Leute, wird in ihre Stadt kommen, um jemanden umzulegen. Jener Mann, der da kommen soll, heißt Chico Zitronen. Der hat einen Freund oder vielleicht auch Widersacher namens Johnny Rogers. Johnny weiß Dinge über Chico und umgekehrt. Oder so ähnlich. Zumindest denken das die Personen, die da auf der Bühne stehen und über Chico und Johnny reden. Und reden. Und reden. Aber was wissen sie schon, und was können sie überhaupt wissen, denn die Sache ist ja: Chico Zitronen kommt gar nicht. Genauso wenig wie Johnny Rogers (wahrscheinlich. Obwohl einer der Anwesenden ja behauptet, er sei Johnnys Zweitbesetzung).

Die DarstellerInnen stehen in wechselnden Klamotten herum und reden, reden

Ja, die Idee ist nicht neu, aber sie altert nicht. Und sie findet hier gewissermaßen ihre Fortsetzung in der allmählichen Emanzipierung der Bühnenpersonen von ihren gedanklichen Fixierungen und Identitätskrisen – und vielleicht auch der ihres Publikums, das zu Beginn des Abends spontanen Szenenapplaus gibt bei dem Satz „Die im Westen haben alle eine Eigentumswohnung geerbt und

wir nur die Depressionen unserer Eltern“.

Zum Ende des Abends aber schmeißen alle DarstellerInnen sich gemeinsam über die Brüstung der Souffleurinnenloge, um auf dem Bühnenhintergrund als Subjekte der Geschichte, nämlich als Filmfiguren, wieder aufzutauchen – mit den Wunderwerkzeugen digitaler Bildbearbeitung hineinmontiert in Szenen aus Westernfilmen. Dass sie am Ende vom großen amerikanischen Grenzzaun an der Weiterbewegung gehindert werden, ist eine existenzielle Widrigkeit, die aber nicht das Ende bedeutet. Denn wohin die Leute gehen, wenn sie aus dem Bild verschwinden, wissen wir einfach noch nicht.

Die technische Brillanz dieses Abends muss unbedingt erwähnt werden, denn sowohl die Bauten von Magdalena Musial sind eine Augenweide als auch die abwechslungsreiche Verschränkung von Videoprojektion und Real-Life-Aktion. Viele Sympathiepunkte sammelt ein Border Collie namens Mister Spock, der sehr versiert toter Hund spielt. Und was das Publikum betrifft, so scheint die ältere Generation Schwerins kulturell überdurchschnittlich aktiv zu sein. Das Theater ist gut besetzt, und die nicht mehr blutjunge Berichterstattung kann sich an dem Gefühl erwärmen, zu jenen zu gehören, die den Altersdurchschnitt senken. Vielleicht hat die jüngere Generation aber auch dringendere Sorgen, als zwischen Ost- und Westernklischees nach verschwimmenden Identitäten zu fischen. *Katharina Granzin*

**ortsgespräch**

Die Evangelische Kirche in Bremen verbannt eine Mahnwache für den Frieden

Nur minimal ist der Geländege-
winn. Knapp zwei Meter vom
evangelischen Informations-
zentrum „Kapitel 8“ abgerückt
hat sich die Friedens-Mahnwache nun
postiert, also auf öffentlichem Grund.
Denn über den hat die Kirche auch in
Bremen nicht zu bestimmen. Ob das
die Mühe des Konflikts gelohnt hat?
Der fürs Kapitel 8 verantwortliche Pas-
tor Hans-Jürgen Jung ist sich nicht
sicher, ob er die Duldung des Protests,
wenn er es neu entscheiden müsste,
noch einmal verweigern würde, räumt
er auf Nachfrage ein.

Zwar hatten die lokalen Bremer Me-
dien brav überhaupt kein Interesse an
der Anekdote. Aber ins Innere des Pro-
testantismus hinein hatten der evange-
lische Pressedienst epd und der Infor-
mationsdienst der Deutschen Evange-
lischen Allianz (Ida) davon berichtet.
Und das schmerzt, weil man ja dabei
kleinlich dasteht. Oder lächerlich. Oder
beides: Wie man sie auch dreht und
wendet, die Schlagzeile „Kirche unter-
sagt Mahnwache für Frieden vor kirch-
lichem Gebäude“ klingt kacke.

Dass die Bremische Evangelische Kir-
che durchs Verbot noch nicht einmal
die unerwünschte Präsenz unterbin-
den kann, weil nur der schmale Strei-
fen direkt am Haus zu ihrem Grund-
stück gehört, nicht aber der ganze Vor-
platz, macht die Blamage komplett. Und
zusätzlich dissonant wirkt der Vorgang
auf alle, die wissen, dass an der Fassade
vom Kapitel 8 ein Transparent hängt,
auf dem der Psalmendichter empfiehlt:
„Suche den Frieden und jage ihm nach.“

Man sei sich mit Mahnwachenanmel-
der Joachim Fischer zwar „einig im Ziel
Frieden“, versichert Pastor Jung, wolle
bloß dessen „friedenspolitischen Vor-
stellungen“ nicht die „symbolische Au-
thorität der Kirche verleihen“. Really? Im-
merhin haben Fischer und seine „Pus-
dorfer Friedensgruppe“ 16 Jahre lang
jeden dritten Freitag im Monat auf dem
kircheneigenen Grund unbeanstaltet,

wenn nicht gar unbemerkt, ihre Papp-
schilder vorgeführt, um „Rüstungspro-
duktion und -export“ als „Schande für
Bremen“ und Waffenhandel als Verbren-
chen zu geißeln.

Bis zu diesem Jahr: Bei der Regelan-
frage durchs Ordnungsamt erteilte die
Kirche kein Einverständnis, „weil wir
auch für andere Positionen offen sind“,
wie Jung begründet.

Von dieser neuen Offenheit kalt er-
wischt worden ist Fischer. Der ist eine
in Bremen bekannte Figur: Als er um
1990 in der Golfkriegszeit die Pusdor-
fer Friedensgruppe gründete, ließ der
Chemiker sich bereitwillig „Bommel Fi-
scher“ nennen, was ihm mittlerweile zu
unserios klingend. Auch unterzeichnet er
seine Mails oft – bitte nicht freudian-
isch lesen! – als „Glieder der evangeli-
schen Christuskirche“.

Den Vertreibungsversuch wertet er
als Beleg dafür, dass die Bremische
Evangelische Kirche pazifistische Posi-
tionen nicht mehr auszuhalten bereit ist.
„Die unterstützen dieses Kriegsgesche-
hen“, sagt er und verweist darauf, dass
selbst einer ihrer zwei Friedensbeauf-
tragten die solidarische Aufrüstung der
Ukraine mit deutschen Marschflugkör-
pern fordert. „Die haben“, sagt Fischer,
„gar keine rote Linie mehr.“ Für ihn ist
das „völlig unvereinbar mit dem christ-
lichen Glauben“, der „zur Gewaltlosig-
keit verpflichtet“.

Klar, dieses pazifistische Sendungs-
bewusstsein nervt. Aber wer Trans-
parente mit schmusiger alttestamen-
tarischer Poesie raushängt, darf sich
nicht wundern, wenn er Friedensbe-
wegte anlockt. Dabei gibt's doch ge-
nügend Bibelsprüche, um sie zu vergrä-
men: „Verkauf deinen Mantel und kauf
dir ein Schwert!“ aus dem Lukas-Evan-
gelium wäre einer. Ganz zu schweigen
von Jesus' Selbstbeschreibung: „Ich bin
nicht gekommen, Frieden zu bringen,
sondern das Schwert.“ Muss man sich
halt nur trauen aufzuhängen.

Benno Schirrmeister